Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

31. Jahrgang. | Cincinnati, O., den 16. März 1888. | Nummer 38

(Aus Laubhütte.)

Israel ein einig Volk auf Erden.

Von Moritz Scherbel, Gumbinnen.

מי כעמך ישראל גוי אחד בארץ

Ich kenn' ein Volk, das sich im Sturm der Zeiten,
Als fast zum Wrack geworden war sein Schiff,
Erhalten hat doch auf dem Meer, dem weiten,
Als es getrieben ward von Riff zu Riff;
Als schon das Takelwerk an ihm vernichtet,
Zerfetzt die Segel, zersplittert auch der Kiel: —
Wer hat wohl je von solchem Schiff berichtet,
Das dennoch hält ganz unentwegt am Ziel!

Ist das die Art, sich weiter zu erhalten,
Als Volk im Sturm sich kämpfen durch die Welt,
Umgeben von vernichtenden Gewalten,
Die alle nach dem Leben ihm gestellt?
Und jeder Zeitraum forderte mit Strenge
Ihm Opfer ab, es gab sie hin und blieb
Das was es war, gesondert von der Menge,
Wohin es auch so Zeit und Schicksal trieb.

Wohl, Israel, es ist das Volk auf Erden,
Das „einzig" ward von jeher schon genannt,
Wohl einzig im Beruf, das Volk zu werden,
Das sie, die Thora, wahr' als göttlich Pfand;
Doch einzig auch an Prüfungen und Leiden,
Die auferlegt ihm seine Religion, —
Und doch, es konnt' dies Schicksal wohl vermeiden,
Wenn es verleugnet' sich als Jakobs Sohn.

Es that es nie, und durch der Zeiten Wogen,
Trieb weiter so sein Schiff durch Sturm und Noth,
Der es bis jetzt dem Untergang entzogen,
Sein Steuermann ist mächtig als Pilot.
Laßt toben nur die Brandung um die Planken,
Laßt krachen es im schweren Weltendrang,
So lang der Führer fest es hält im Schwanken,
Bleibt ungefährdet auch sein weit rer Gang.

Zum Steuermann erhebet eure Blicke,
Die ihr im Sturm erzittert und erbebt,
Noch soll die Macht erstehen, die zerstücke,
Was einig, als von Gott geheißen lebt.
Wenn, Israel, nichts weiter für Dich zeuge,
Als daß Du einig noch als Israel bist,
So mußt Du glauben, jeder Zweifel schweige,
Dich bringt zum Fall Gewalt nicht, und nicht List!

Ja, einig mußt Du sein und einig bleiben,
Dein Schiff, ein Fels, der keinen Splitter gibt,
Kein Theil von Dir darf treulos abseits treiben,
Daß nicht das Ganze machtlos dann zerstiebt.
„Ein Volk auf Erden,"—hörst Du die Parole?
Auf Deiner Flagge prang' die Einigkeit,
Dann sei zerstreut auch hin bis an die Pole,
Vor Tod und Untergang bist Du gefeit.

Gedankenkörner.

Von Dr. Julius Klein, Oberrabbiner in Budapest.

Du magst der Menschheit die größten Wohlthaten erwiesen haben, immer finden sich Kleinkrämer, die an deinem Thun und Lassen Das und Jenes zu benörgeln haben werden. Folgere aber daraus nicht, daß sie dir gehässig wären; oft ist die Quelle ihrer Handlungsweise nichts, als verletzte Eitelkeit, diese muß jedoch nicht nothgedrungen Haß erzeugen.

*

Wer die Menschen für große Zwecke winnen will, muß ihnen in kleinen Dingen nachgeben.

Rabbi Joselmann von Rosheim.

Eine historische Erzählung aus der Zeit der Reformation, von Dr. Lehmann.

(Fortsetzung.)

XXXIV.

Rabbi Joselmann hatte, wiederum in Gemeinschaft mit zehn jüdischen Männern, das Minchah-Gebet gesprochen; da öffnete sich die Thüre seines Kerkers, er war frei. Er selbst nahm die Thora-Rolle, küßte sie und trug sie aus dem Gefängnisse. An der Pforte des Thurmes war fast die ganze Bevölkerung von Ober-Ehnheim versammelt und empfing den Befreiten mit lauten Jubelrufen. Wie in einem Triumphzuge trug Rabbi Joselmann die heilige Thora in die Synagoge zurück; dort verlief sich die christliche Bevölkerung, während die Juden die Rückkehr des theuren Mannes erwarteten, um mit ihm gemeinsam hinaus an den Bach zu gehen und das Taschlich-Gebet zu sprechen.

Auch die Kinder Rabbi Joselmanns hatten sich dazu eingefunden, und der kleine Bezalel fragte:

„Ist es wahr, Vater, daß wir jetzt unsre Sünden in den Bach werfen und daß die Fische, die sie fressen, davon sterben?"

Da lächelte Rabbi Joselmann und sprach:

„Höret zu, liebe Kinder, ich will Euch jetzt den Ursprung dieses heiligen Gebrauchs unsrer Väter erklären."

Da drängte sich Alles um ihn, Kinder und Erwachsene, und Alle lauschten in athemloser Stille.

„Ihr wißt," sagte Rabbi Joselmann, „daß das Neujahrsfest vielfach der Erinnerung an die Akedoh geweiht ist. Das Widderhorn, mit dem wir blasen, erinnert uns an den Widder, welcher anstatt unsres Vaters Jizchak ist geopfert worden. Als sie hinzogen, Vater und Sohn, nachdem sie die Knechte und den Esel zurückgelassen hatten—der Eine, um zu opfern, der Andere, um geopfert zu werden, da nahm Satan die Gestalt eines Jünglings an und gesellte sich zu Jizchak. Armes Kind, sprach er, weißt Du auch, wohin Dein Vater Dich führt?

Ich weiß es, sagte Jizchak, mein Vater hat es mir gesagt. Gott hat mich ausersehen als Lamm zum Opfer.

Und Du lässest Dir das gefallen? fragte Satan. Was liegt dem Alten daran! Er hat das Leben genossen länger als hundert Jahre. Du aber bist jung, kennst noch nicht die Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens, hast noch nicht der Liebe Gluth empfunden und alle ihre Süßigkeiten. O komm, entfliehe mit mir dem grausamen Alten!

Geh hinweg, entgegnete Jizchak, sich empor an den Vater schmiegend, geh hinweg. Mein Vater ist nicht grausam; was er thut, ist gut und recht, und ich danke dem allweisen Gott, daß er mich gewürdigt, Ihm geopfert zu werden.

Da verschwand der fremde Jüngling; aber Satan nahm die Gestalt eines Greises an und gesellte sich zu Abraham.

Thörichter Mann, sprach er, Du willst hinschlachten Deinen einzigen, geliebten Sohn und meinst, Gott habe Dir das befohlen? Hat Gott Dir nicht verheißen: Durch Jizchak soll genannt werden Deine Nachkommenschaft! Wo sind, wo bleiben diese Nachkommen, wenn Du den noch unbeweibten, kinderlosen Jüngling hinschlachtest? Kann Gott Dir so etwas befohlen haben? Kann Er, der Allgütige, Dir gesagt haben, Du sollest den Sohn schlachten, den Er Dir im hohen Alter gegeben? Du hast Dich geirrt, hast Gott mißverstanden. Kehre um zu Deinem Weibe und bringe ihr den Knaben zurück, um den sie sich in Angst und Kummer verzehrt!

Aber Abraham sprach: Geh hinweg! Du wirst mich nicht verleiten, meinem Gotte ungehorsam zu sein.

Da verschwand der fremde Greis; aber Satan nahm die Gestalt eines Baches an, der quer über den Weg floß. Und Abraham und Jizchak wollten den Bach durchwaten. Aber der Bach schwoll an zu einem mächtigen Strome, und das Wasser stieg empor bis an den Hals der beiden Wanderer. Da rief Abraham in Todesangst: Hilf, o Gott, denn die Gewässer dringen bis ans Leben! — Und Gott befahl dem Satan, abzulassen, und verschwunden war der Strom und frei der Weg zum Berge Gottes.

Und deßhalb, liebe Kinder und liebe Freunde, suchen wir einen Bach oder einen Strom auf an diesem Feste. Denn einem reißenden Strome, den wir durchwaten müssen, gleicht das Leben mit seinen Verführungen und Versuchungen, uns abtrünnig zu machen von unserm Vater im Himmel; und deßhalb erwähnen wir die Barmherzigkeit unsres Gottes, der uns ist ein liebevoller, verzeihender Vater, selbst wenn wir gesündigt haben; und deßhalb erinnern wir uns Seiner erhabenen Verheißungen, die er gethan und geschworen unsern Vätern, damit wir treu ausharren in die Liebe zu Ihm!"

Daß die Juden von Oberehnheim mit ganz andrer Andacht als bisher an das „Taschlich-Machen" gingen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Für den zweiten Tag jüdischen Neujahrfestes war die Hinrichtung des langen Dietrich von Kestenholz anberaumt. Es war wohl nicht allein Mitleid mit diesem Unglücklichen, was Rabbi Joselmann bewogen seine Begnadigung zu verlangen. Es hatte ihm dabei auch der Gedanke vorgeschwebt, daß mit dieser öffentlichen Hinrichtung eine Gefahr für die Juden verknüpft sein könnte. Die große Menschenmenge, die ein solches grausiges Schauspiel anzulocken pflegte, konnte leicht von Judenfeinden verleitet werden; es brauchte nur Jemand zu sagen: „Der Christ muß sterben und die Juden, die ihn zur Hostienschändung gedungen, gehen frei aus!" so war das Losungswort gegeben, über die Juden herzufallen, sie zu berauben, zu mißhandeln, zu tödten — trotzdem ja die Unschuld der Juden sonnenklar erwiesen war.

Der lange Dietrich lag auf seiner Streu, sein verfehltes, verlorenes Leben überdenkend. Am meisten schmerzte ihn der Gedanke an sein schuldloses Weib, an seine unschuldigen Kinder. Welchem Loose gingen die Hinterbliebenen eines ans Rad geflochtenen Verbrechers entgegen! Verachtet, ausgestoßen von der Menschheit war ihnen jeder ehrliche Erwerb verschlossen, mußten sie durch Hunger und Kälte umkommen oder die Verbrecherlaufbahn erwählen, um am Ende zu sterben, wie ihr Vater gestorben.

Dietrich, in tiefes Nachdenken versunken, wurde durch ein Geräusch aufgeschreckt. Rabbi Joselmann und der Kerkermeister standen vor ihm.

„Dietrich," sagte der Jude, „ich habe den Kerkermeister gewonnen, Ihr seid frei, Ihr könnt entfliehen! Meister Ulrich, nehmt ihm die Ketten ab."

Als Dietrich sich der Ketten entledigt fühlte, sprang er empor und dehnte die bisher gefesselten Glieder.

Der Kerkermeister drückte ihm eine gefüllte Börse in die Hand und sprach:

„Da habt Ihr Reisegeld, Dietrich; ich gebe es Euch im Auftrage des Herrn Juden, der selbst kein Geld anrührt, weil er heute Feiertag hat."

„Dietrich," sagte Rabbi Joselmann, „Ihr müßt über die Grenze! Geht in die Schweiz; seit arbeitsam und fleißig. Vor allen Dingen trinkt und spielt nicht mehr. Für Euer Weib und Eure Kinder will ich sorgen, bis Ihr einen sichern und festen Aufenthalt gefunden und Euch und sie zu ernähren im Stande sein werdet."

Der lange Dietrich hatte bisher kein Wort, keinen Laut hervorbringen können; er glaubte sich von einem Traume befangen. Er streckte seine Hände aus; hob die Beine empor und lauschte, ob die Ketten nicht klirrten; er wog die Börse in seiner Hand und drückte sie dann an die Stirne. Endlich gewann er die Ueberzeugung, daß er wache, daß Alles, was er erfuhr, Wahrheit sei, daß er nicht mit Keulen todtgeschlagen, nicht aufs Rad geflochten werden solle, daß er entfliehen dürfe, hinaus aus dem dumfen Kerkerloch in Gottes freie Luft. Da stürzte er zur Erde nieder und umklammerte Rabbi Joselmanns Knie und fing an laut zu weinen.

„Herr Jude," rief er schluchzend, „mein Befreier, meinn Erretter, wie soll ich Euch danken!"

„Steht auf," sprach Rabbi Joselmann sanft, „und beeilt Euch. Ihr habt keine Zeit zu verlieren!"

„O, Joselin, Ihr seid kein Mensch, Ihr seid ein Engel Gottes! Wenn mir der allgütige Gott doch Gelegenheit gäbe, Euch zu beweisen, daß Ihr Eure große Wohlthat keinem Undankbaren erwiesen!"

„Macht, daß Ihr fortkommt," sprach Meister Ulrich und drängte ihn zu Thüre hinaus.

XXXV.

Pfefferkorn war nach Köln zurückgekehrt und war von seinen Brodherren, den Dominikanern, nicht eben freundlich empfangen worden. Der Anschlag gegen Rabbi Joselmann war mißglückt, und die Briefe der Dunkelmänner hatten das Ansehen der Dominikaner in ganz Europa untergraben. In erster Linie richtete sich ihr Zorn gegen Reuchlin, der aber in dem Kurfürsten von Mainz einen zu mächtigen Beschützer hatte. Da ersann Pfefferkorn einen teuflischen Plan. Er hatte erfahren, daß Kurfürst Uriel sehr jähzorniger Natur war, daß ihm sein Arzt jede Aufregung aufs Strengste untersagt habe, weil sie dem Leben des hohen Herrn ein plötzliches Ende bereiten könne. Auf diesen Umstand hin unternahm er es, den verhaßten Kirchenfürsten zu beseitigen. War einmal das Kurfürstenthum von Mainz erledigt, so konnte es leichtlich mit einem den Dominikanern ergebenen Fürsten besetzt werden; dann konnte man Reuchlin und seinen Freunden den Proceß machen und sie zum Feuertode verdammen; dann konnte man jede freie Geistesregung in Deutschland unterdrücken; dann konnte man die Verfolgung der Juden wieder aufnehmen und die Verhaßten aus Deutschland verbannen. Daß bei Kaiser Maximilian eine Sinnesänderung zu Gunsten der Juden stattgefunden hatte, schlug man nicht hoch an. Man kannte seine wankelmüthige Gesinnung und gedachte ihn durch seine Schwester, die Herzogin Kunigunde von Bayern, wieder umzustimmen.

Reichlich mit Geld und Empfehlungen versehen, reiste Pfefferkorn nach Mainz. Aber der kurfürstliche Hof befand sich, trotzdem es schon Januar war, noch in der Sommerresidenz zu Aschaffenburg, wo die Luft dem leidenden Kurfürsten zuträglicher war. Auch die hohen Herren, an die Pfefferkorn empfohlen war, die kurfürstlichen Räthe Adolph von Stockheim und Christoph von Gabelenz, befanden sich in Aschaffenburg. Daher reiste Pfefferkorn sofort dahin ab. Durch die beiden Räthe wurde er mit sämmtlichen Bediensteten des kurfürstlichen Hafes bekannt gemacht, und nun fing er an zu spioniren und auszuforschen, bis er einen Umstand erfuhr, den er auszubeuten beschloß. Der Kellermeister des Kurfürsten war nicht ehrlich; er entwendete seinem Herrn Wein und ließ diesen nächtlicher Weise aus dem Keller schaffen. Pfefferkorn schrieb eine Denunciation und ließ diese durch einen Knaben, wie wenn es eine Bittschrift wäre, dem Kurfürsten bei einem Spaziergange überreichen. Die Anzeige hatte den gewünschten Erfolg. In der darauffolgenden Nacht lauerte der Kurfürst dem unehrlichen Bediensteten auf und ertappte ihn auf frischer That. Von heftigem Zorne fortgerissen, ergriff er ein großes Messer, das im Keller lag, und führte damit einen so unglücklichen Streich auf den Kopf des Kellermeisters, daß dieser todt zu Boden stürzte. Von bitterer Reue ergriffen, floh der Erzbischof den Schauplatz der vorschnellen That und eilte nach Mainz. Unterdeß war Thauwetter eingetreten. Der Rhein, bis dahin zugefroren, war eben aufgegangen, und eine Eisscholle drängte die andere; ein dichter Nebel bedeckte die Gegend, und kein Schiffer fand sich, der es gewagt hätte, den gefährlichen Strom zu passiren. Da setzte der Kurfürst ganz allein in einem kleinen Nachen über den Strom, begab sich in sein am linken Rheinufer belegenes Residenzschloß, die Martinsburg; hier fühlte er sich so krank, daß er sofort sich zu Bett legen mußte. Er starb am 9. Februar 1514, in einem Alter von kaum 45 Jahren. Die armen, bedrängten und verfolgten Juden hatten einen Freund und Beschützer verloren. Ueberall, wohin die Kunde kam, war Trauer und Wehklagen. Als Rabbi Joselmann die betrübende Nachricht erfuhr, eilte er sogleich nach Frankfurt, um dem Schauplatze der sich entwickelnden Dinge näher zu sein.

Daß sich viele Bewerber fanden, die nach dem ersten und schönsten der deutschen Kurfürstenthümer strebten, kann man sich leicht vorstellen.

Tagtäglich trafen in Mainz Gesandte von deutschen Fürsten ein, welche das Domcapitel ersuchten, bei der bevorstehenden Wahl einen Sohn, Bruder oder Vetter des betreffenden Fürsten zu berücksichtigen. Der Kurfürst von der Pfalz bot Alles auf, um die Wahl des einen oder des andern Prinzen seines Hauses durchzusetzen; gab es doch zwei Bischöfe in seiner Familie: Der Bischof von Speyer und der Bischof von Freising. Kaiser Maximilian empfahl seinen Verwandten, den jungen Herzog Ernst von Bayern, und ließ mit seiner höchsten Ungnade drohen, wenn man seine Empfehlung nicht berücksichtigen würde. Auch der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden bemühten sich für ihnen verwandte Prinzen. Allein die Entscheidung lag ganz wo anders als in den Werbungen des Kaisers und der Fürsten. Gleich nach dem Tode Uriels waren die Kölner Dominikaner Tongern und Hochstraten nach Mainz geeilt und hatten es durchgesetzt, daß das Mainzer Domcapitel den Beschluß faßte, den zu wählenden Kurfürsten dahin zu verpflichten, daß er nach Antritt der Regierung nicht allein die Juden aus dem Kurfürstenthume Mainz ausweise, sondern auch dahin trachte, daß sie aus allen benachbarten Ländern ausgewiesen würden. Nun würde wohl jeder Bewerber bereit gewesen sein, eine solche Verpflichtung zu übernehmen, es kam aber noch etwas Anderes hinzu. Uriel von Gemmingen hatte nur sechs Jahre regiert; sein Vorgänger, Jakob von Liebenstein, nur vier Jahre. Jedesmal hatte die Palliengelder im Betrage von mehr als 20,000 Gulden nach Rom bezahlt werden müssen. Eine für die damalige Zeit so ungeheure Summe jetzt wiederum im Kurfürstenthume zu erheben, schien ganz unmöglich. Es wurde also die Bedingung gestellt, daß der neu zu erwählende Erzbischof die Palliengelder aus eigenen Mitteln bestreite. Auch auf diese Bedingungen wäre jeder Bewerber gern eingegangen, hätte er auf baldigen Ersatz durch die Einkünfte des Kurfürstenthums rechnen dürfen; aber die reichsten Einnahmen der Fürsten bestanden in jener Zeit in den übermäßigen Steuern, welche die Juden zu zahlen gezwungen waren. Zwanzigtausend Gulden herzugeben und zugleich durch die Vertreibung der Juden die Aussicht auf baldigen Ersatz abschneiden zu sollen, das überstieg die Leistungsfähigkeit aller obengenannten Prinzen.

Die Aufmerksamkeit des Domcapitels lenkte sich auf den jungen Markgrafen Albert von Brandenburg. Die Prinzen aus der in Brandenburg regierenden Linie der Hohenzollern waren in damaliger Zeit sehr kirchlich gesinnt; einer derselben, Domherr zu Bamberg und Domprobst zu Würzburg, lebte als Kämmerling Pabstes Leo X. am päbstlichen Hofe; der älteste Bruder Alberts, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, hatte vor wenigen Jahren, wie wir bereits oben berichtet, 38 der Hostienschändung beschuldigte Juden auf dem großen Neumarkte zu Berlin verbrennen lassen und die übrigen Juden aus seinen Staaten vertrieben. Diese Thatsache allein gereichte seinem Bruder Albert bei dem von den Kölner Dominikanern beherrschten Mainzer Dom-Capitel zur besten Empfehlung, und als nun Kurfürst Joachim sich erbot, die Palliengelder für seinen Bruder vorzulegen, da unterlag es keinem Zweifel mehr, wie die Wahl ausfallen würde.

Am 9. März 1514 wurde Markgraf Albert von Brandenburg einstimmig zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz erwählt. Viele Hindernisse standen seiner Wahl entgegen. Zuerst der Widerstand des Kaisers, der es sehr ungern sah, daß zwei Brüder im Rathe der Kurfürsten Sitz und Stimme haben sollten; zweitens zählte Albert damals 24 Jahre, während er erst zu 30 Jahren zu einer so hohen priesterlichen Würde wäre berechtigt gewesen; drittens durfte nach kanonischem Rechte ein Priester nicht zwei Diöcesen verwalten; Albert war aber nicht allein schon Administrator des Bisthums Halberstadt, er war auch schon Erzbischof von Magdeburg; er erhielt also mit seiner Wahl zum Erzbischof von Mainz eine Diöcese und zwei Erzdiöcesen — ein bis dahin unerhörter Vorgang. Daß Albert von Brandenburg dennoch Kurfürst von Mainz wurde, war eine sichtbarliche göttliche Fügung, und die zwei geheimen Bedingungen, die er eingegangen, die Zahlung der Palliengelder aus eigenen Mitteln und die Vertreibung der Juden aus den kurfürstlichen Staaten und den benachbarten Ländern, sollten von den Judenfeinden ungeahnte, in die Weltgeschichte mächtig eingreifende Folgen haben. Schon im ersten Jahre seiner Regierung sandte der neue Kurfürst Briefe an die benachbarten Städte und Fürsten, daß sie mit ihm ins Einvernehmen treten möchten, um gemeinsam alle Juden zu vertreiben. Zugleich aber sorgten die Dominikaner für einen Ersatz der durch die Judenvertreibung ausfallenden Steuern, und diesen Ersatz sollten die Ablaßgelder bieten. Der Dominikaner Johann Tetzel wurde von Kurfürst Albert beauftragt, umherzureisen, über den Ablaß zu predigen und die Ablaßgelder einzukassiren; die Hälfte dieser Gelder sollte nach Rom, die Hälfte in die kurfürstliche Kasse abgeliefert werden. Das war der Anlaß, daß Dr. Martin Luther seine so berühmt gewordenen Thesen am 31. Oct. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen ließ, wodurch die große Trennung in der Kirche bewirkt und die Reformation ins Leben gerufen wurde.

Unterdeß nahm das Verfahren gegen die Juden eine bedrohliche Gestalt an. Am 6. Januar 1516 versammelten sich in Frankfurt am Main die Abgesandten des Kurfürsten von der Pfalz, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Darmstadt, des Landgrafen von Hessen-Hanau, des Landgrafen von Hessen-Hanau-Babenhausen, des Grafen von Isenburg, des Grafen von Nassau-Wiesbaden, des Grafen von Solms, des Burggrafen von Friedburg (heute Friedberg) und Amtheyem, des Burggrafen von Gelnhausen, der freien Reichsstädte Worms und Frankfurt a. M. (letztere vertreten durch Dr. Adam Conrad Scheydt, Klaus von Ruckingen und Heyler Steynhayner), sowie Graf Michael von Wertheim, in eigener Person, und die Vertreter des Mainzer Domcapitels. Nur Hessen-Hanau und Fulda stimmten für die Beibehaltung der Juden, ersteres ohne Angabe von Gründen, letzteres, weil die Juden aus dem Hennegauischen und andern benachbarten Ländern doch ins Fuldaische kommen würden, ihre Geschäfte zu betreiben, der Abt also nach wie vor Juden im Lande haben würde, ohne die Steuern derselben beziehen zu können.

Da demnach die Majorität der Vertreter sich für die Vertreibung der Juden erklärte, so wurde von Kurmainz beantragt, sofort endgiltige Entschließungen zu treffen. Allein viele der Anwesenden wünschten doch zunächst ihren Fürsten über die allgemeine Stimmung Bericht zu erstatten, und man beschloß am Sonntag nach Invocavit (8. März) aufs Neue in Frankfurt am Main zusammenzukommen und dann sich gegenseitig zur Vertreibung der Juden zu verpflichten.

XXXVI.

Durch einen der Rathsherren der freien Reichsstadt Frankfurt am Main hatten die Juden Kunde von den gegen sie geschmiedeten Plänen erhalten. Rabbi Joselmann und die Vertreter dee gesammten deutschen Judenheit, soweit sie in Frankfurt anwesend waren, beriethen, was zu thun sei, um die Anschläge der Feinde zu vernichten.

„Ihr müßt gleich zum Kaiser, Rabbi Joselmann!" sagte Rabbi Moscheh Kohen.

„Ja, Ihr müßt eilig den Kaiser aufsuchen," stimmten die Anderen bei.

Rabbi Joselmann schwieg eine Weile; dann sagte er bedächtig:

„Nicht doch, meine Brüder, ich bin nicht Eurer Ansicht. Wenn ich auch zum Kaiser reise und mich ihm zu Füßen werfe, und Gott läßt mich Gnade bei Kaisers Majestät finden, so daß meiner Bitte gewillfahrt wird, und der Kaiser schreibt an die Fürsten, daß sie ablassen, Juda zu verfolgen — was kann es nützen? Der Kaiser selbst hat mir gesagt, daß die Fürsten ihm nicht folgen. Und wenn sie nun ungehorsam sind und uns dennoch verjagen aus ihren Landen — meint Ihr, der Kaiser würde um unsretwillen Krieg anfangen mit den Fürsten? Und noch dazu mit dem Kurfürsten von Mainz, der die erste Stimm hat im Rathe des deutschen Reichs! Denn Maximilian ist alt und wünscht, daß man seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, zum römischen König und somit zum Nachfolger des Kaisers küre. Und wer ist's, der bei dieser Wahl zuerst seine Stimme abgibt? Ist es nicht der Kurfürst von Mainz, der Erzkanzler des deutschen Reichs? Und Ihr meint, der Kaiser werde um der Juden willen sich mit dem einflußreichsten deutschen Fürsten überwerfen?"

„So sollen wir ruhig das Verderben über uns ergehen lassen?" fragte Rabbi Wolf Spiro traurig.

„Ich will nach Mainz reisen," sagte Rabbi Joselmann, „und sehen, daß ich Zutritt zu diesem jungen Kurfürsten Albert erlange."

„Vergebene Mühe," entgegnete Rabbi Mosche Kohen, „wir wissen ja, daß Markgraf Albert noch vor seiner Wahl sein Wort verpfändet hat, die Juden zu verjagen."

„Und dennoch werde ich zuerst an ihn mich wenden," sagte Rabbi Joselmann entschieden. „Richte ich beim Kurfürsten von Mainz nichts aus, so bleibt mir der Weg zum Kaiser noch immer offen. Allein, Rabboßai, ich bin melummod benissim, der allgütige Gott hat schon so oft in wunderbarer Weise geholfen; Er wird uns auch in dieser großen Zoroh nicht verlassen und mir Seinen Engel schicken, daß er mir die Wege ebene."

„So reist denn in Gottes Namen nach Mainz," entschied Rabbi Jakob zur Kanne. „Schont nur kein Geld; laßt Euch von unserm Schatzmeister, Rabbi Alexander Wimpfen, so viel geben, als Euch nöthig erscheint."

Rabb Joselmann hob die Versammlung auf und begab sich zu Rabbi Alexander Wimpfen, um von diesem eine größere Summe für Reisekosten und für etwaige Geschenke an die Hofbeamten des Kurfürsten von Mainz zu entnehmen.

Als Rabbi Joselman in das Haus deß Schatzmeisters der jüdischen Gemeinde trat, hörte er lärmende Stimmen.

„Packt Euch von hinnen," hörte er Rabbi Alexander rufen. „Was? Ihr wollt ein Ritter sein, ein Edelmann? Und gehet in Lumpen einher, in zerissenem

Röcklein und zerfetzten Schuhen mitten im Winter? Wie könnt Ihr die Kühnheit haben, von mir Geld borgen zu wollen? He, auf Nimmerwiederzahlen!"

Rabbi Joselmann war an der Thüre stehen geblieben und lauschte dem lauten Zwiegespräch.

„Jude," sagte eine jugendliche und wohlklingende Stimme, „schreit nicht so mit mir; Ihr könnt mir's glauben, ich bin ein Ritter und Edelmann, wenn auch die Ungunst des Schicksals es zu Wege gebracht, daß mein Röcklein zerrissen und meine Schuhe zerfetzt sind. Möglich, daß ich morgen schon in Sammet und Seide und in silberner Rüstung auf hohem Roß einhertrabe und Du, Jude, Dich glücklich schätzest, wenn ich Dir gestatte, den Saum meines Mantels zu küssen! Siehe, ich habe eine weite Reise gemacht, komme von Italien, und da ist mir unterweges das Geld ausgegangen und die Montur zerrissen. Jetzt aber wird das Elend bald ein Ende nehmen. In Mainz habe ich vornehme Freunde. Herr Eitelwolf von Stein, des Kurfürsten edler Kanzler, ist mein hoher Gönner, und auch der Kurfürst will mir wohl. Aber ich kann doch vor den hohen Herren nicht in diesem Aufzuge erscheinen. Ich bitte Euch, borgt mir hundert Gulden; ich gebe Euch nächste Woche zweihundert dafür."

„Daß ich ein Narr wäre," schrie Rabbi Alexander; „meint Ihr, ich glaube Euch von allem Dem ein Wort?"

„Jude," rief jetzt der Andere zornlodernd, „hättet Ihr nicht ein Privilegium, ich schlüge Euch nieder auf der Stelle!"

„Und ich," schrie Alexander dagegen, „ich lasse Euch hinauswerfen, wenn Ihr nicht augenblicklich geht!"

Mit großer Spannung hatte Rabbi Joselmann zugehört. Da behauptete Jemand, ein Günstling des Kurmainzischen Kanzlers, ja des Kurfürsten selber zu sein — war es nicht ein Fingerzeig Gottes? Vielleicht war es ein Gott-gesandter Bote, der ihm Zutritt und Einfluß am Kurmainzischen Hofe verschaffen konnte. Und warum sollte die Erzählung des Fremden nicht auf Wahrheit beruhen? Gab es zu jener Zeit nicht fahrende Ritter in Menge, die heute im Elend sich befanden und morgen im Kriege oder am Hofe der Fürsten zu Ehren und Würden emporstiegen? Zudem lag in der Stimme des Fremden etwas Ansprechendes, in seiner Art sich auszudrücken etwas Edles und Vornehmes, in seinem auflodernden Zorne etwas Kühnes und Muthvolles. Entschlossen, die hundert Gulden an den Fremden zu wagen, öffnete Rabbi Joselmann die Thüre und trat hinein.

„Rabbi Joselmann!" rief der Hausherr.

Dieser beachtete ihn nicht; er trat dem Fremden gegenüber, nahm seinen Hut ab und verneigte sich tief.

„Herr Ritter," sagte er, „wollt Ihr mir gnädiglich gestatten, Euren Verlegenheiten durch ein Darlehen ein Ende zu machen?"

Der Fremde lachte laut auf.

„Wollt Ihr mich verspotten, Jude?" fragte er.

Unterdeß hatte Rabbi Joselmann den ihm Gegenüberstehenden rasch ins Auge gefaßt. Was er sah, befestigte seinen Entschluß. Die zerlumpte Kleidung deckte eine schöne, edle, ritterliche Gestalt. Noch nie hatte Rabbi Joselmann ein so geistvolles, edelgeformtes Antlitz gesehen, aus dem zwei feurige Augen Blitze sprühten.

„Fern sei es von mir," sagte Rabbi Joselmann, „eines so edlen und fürnehmen Ritters zu spotten. Unsere Rabbiner lehren: Achte nicht auf das Gefäß, sondern auf das, was darin ist. Eure defekte Kleidung verhüllt mir Eure adelige Gestalt nicht."

„Gesegnet seien Eure Rabbinen und gesegnet sei mein edler Lehrer Johannes Reuchlin, daß er nicht geduldet, daß man ihre Bücher verbrenne."

„Ihr seid ein Schüler Reuchlin's?"

„Nur so im Allgemeinen wie alle Mitlebenden. Also, Ihr wolltet mir ernstlich ein Darlehen geben?

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend,
Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Wasser erlebt.
Ihr, Jude, laßt einen Sonnenblick fallen
Durch das trübe Gewölk meines Schicksals."

„Ihr seid ein Dichter, Herr?"

„Ja, das bin ich. Ich habe eben jetzt dem Kurfürsten von Mainz ein größeres Carmen übersandt. Vielleicht hat er's gnädig aufgenommen, und dann hat mein Elend ein Ende."

„Wohlan, gnädiger Herr, ich will Euch neu equipiren lassen, für Euch ein Pferd, einen neuen Anzug, Leibwäsche, eine Rüstung und Waffen einkaufen. Ich will Euch das Geld dazu ohne Zinsen borgen; ja, ich will es Euch schenken für den Fall, daß Ihr nicht in der Lage seid, es mir wieder zu bezahlen."

„Was, das wolltet Ihr thun? Und was verlangt Ihr dagegen? Wollt Ihr etwa, daß ich Jude werde oder daß ich meine Seele dem Teufel verschreibe? Dann nehm ich Euer Geld nicht!"

Rabbi Joselmann lächelte.

„Ich verlange nichts Derartiges; ich bitte Euch nur, daß Ihr mir gestattet, in Eurer Gesellschaft nach Mainz zu reiten und daß Ihr mir durch Eure Freunde in Mainz dazu verhelfet, Zutritt zu seiner kurfürstlichen Gnaden zu erlangen."

„Das Erste wird mir sehr angenehm sein; und das Zweite will ich mich gern bemühen ..."

„Es wäre thöricht, wenn ich eine bestimmte Zusage in Bezug auf Dinge von Euch verlangen wollte, die ja nicht von Euch abhängen. Ich begnüge mich mit dem Versprechen, daß Ihr Euch in dieser Hinsicht bemühen wollt."

„Topp, so schlage ich ein."

Der Fremde reichte Rabbi Joselmann die Hand, die dieser ergriff und schüttelte.

„Rabbi Alexander," sagte dann Rabbi Joselmann zu dem Hausherrn, „weiset dem Ritter ein Zimmer an, wo er sich wasche und von dem Schmutz der weiten Reise reinige. Und dann sendet um Schneider, Weißzeughändler und Schuhmacher, damit der Ritter sich alles Nöthige aussuche. Dann, Herr Ritter, gehen wir gemeinsam zum Waffenschmied und zum Roßtäuscher, damit Ihr ein gutes Pferd, ritterliche Rüstung und Waffen erhaltet."

„Gott segne Euch darob, daß Ihr Euch mein erbarmt in meiner Noth; ich werde es Euch nicht vergessen; und wenn ich jemals Uebels von den Juden geschrieben, ich werde es nicht mehr thun. Wie nennt man Euch, Herr Jude?"

„Ich heiße Joselin und bin in Rosheim im Elsaß zu Hause. Und wie ist Euer Name, edler Herr?"

„Mann nennt mich Ulrich; ich stamme aus dem adligen Geschlechte derer von Hutten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau Professorin.

Humoreske von Dan. Rosenfeld.

(Schluß.)

Der gelehrte Professor der Chemie, Herr Aron Rosenbaum, setzte eben seine Apparate für die Chemiestunde in Bereitschaft. Die Chemie ist eine Wissenschaft, die mich nie sonderlich interessirt hat; warum sollte es nun, nachdem ich kurz zuvor eine solch' bittere Täuschung erfahren mußte, gerade an diesem Tage anders gewesen sein, wo mein Herz tief bekümmert war? Hatte ich ja an ganz andere Dinge zu denken, als an die chemischen Verbindungen und Analysen; denn immer noch keimte in meinem thörichten, verliebten Herzen die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Madelaine, dem holden Kinde. Wie schmerzten mich aber ihre treulosen Liebesschwüre, von denen sie auch nicht einen einzigen hielt. Dumpf brütend saß ich auf meiner Bank; erst ein Geruch, wie von faulen Eiern erinnerte mich daran, daß ich meine Aufmerksamkeit den chemischen Experimenten und nicht meiner hoffnungslosen, getäuschten Liebe zu widmen habe. Doch, so sehr ich mich auch bemühte, meine Sinne auf die Chemie zu richten, es half alles nichts! Mitten hindurch zwischen den Dämpfen lächelte mir das rosige Bild meiner Madelaine entgegen; ihre blauen, verführerischen Augen drangen mir bis in mein armes, verliebtes Herz; warum aber verfolgt mich ihr Bild ohne Rast und Ruh! Da hörte ich, wie mich der Professor beim Namen rief und von mir eine Antwort auf eine an mich gerichtete Frage in chemicis wünschte. Abgesehen davon, daß meine Kenntnisse in besagter Wissenschaft außerordentlich schwach waren, war es mir im Moment unmöglich, die geringste Antwort zu geben, da ich mich von dem zwischen den chemischen Dämpfen mir entgegenlächelnden Bilde meiner Madelaine nicht losreißen konnte. Eine unheimliche Stille lag über dem Schulzimmer; die Augenbrauen des gewaltigen Professors zogen sich zusammen: ein Gewitter war im Anzuge und über meinem armen Haupte sollte es sich unerbittlich entladen!

„Nun vorwärts; wissen Sie denn gar nichts?" so schnarrte mich Professor Rosenbaum an, „ist das das Studium, das Sie auf die Chemie verwenden?"

Doch ich blieb stumm, wie zuvor; ich war auf das Schlimmste, ein Paar Stunden Schularrest gefaßt. Jetzt aber brach das Gewitter mit aller Macht los; ich hörte Worte an mein Ohr schallen, die nicht wie Sphärenmusik klangen, Worte wie: Bummelei, Wirthshausbesuch, ungezügelte Vergnügungssucht! Es war zwar ein Körnchen Wahrheit dabei; aber es that doch weh, so vor allen Freunden mit dem Secirmesser bearbeitet zu werden. Das war zuviel für mein ohnehin genugsam gemartertes Herz; ich brach in mich zusammen; doch er, der grimmige Professor, fühlte kein menschliches Rühren in seinem versteinerten Herzen, er hatte kein Herz für meine Qualen, kein Verständniß dafür, wie schwer es einem verliebten Institutszögling wird, seiner Liebe zu entsagen!

Immer weiter, immer verderbendrohender öffneten sich die Schleusen seiner mich zu Boden drückenden Beredtsamkeit, ich war vollständig zum Spielball seines Zornes geworden. Doch das schrecklichste, was ich mir nie hätte träumen lassen, sollte erst noch nachkommen, das mich von meiner thörichten, verliebten Raserei mit einem Schlage wieder zu einem normalen armen Zögling machte und mir vor Augen stellte, daß die schönen Tage von Aranjuez nun auch für mich vorüber seien.

Wie ein Gottesgericht erklangen und erklingen mir heute noch die verhängnißvollen Worte Aron Rosenbaum's in den Ohren: „Rendezvous verabreden mit meiner Frau, meiner Dina, nicht wahr, das gefällt Ihnen besser, als Chemie studiren?"

Ich natürlich, fest überzeugt von einer Verwechslung meiner Person mit einer andern, entgegnete ihm mit kindlich reinem Gewissen, daß ich nie wagen würde, die Frau Professor um so etwas zu bitten! Da aber kam ich heute gerade an den Unrechten. Aron Rosenbaum blähte sich auf wie ein Truthahn; wuthentbrannt rannte er auf mich zu und schrie mir in der höchsten Erbitterung in die Ohren:

„Sie, Sie waren der Postillon, der mit meiner Frau getanzt hat, Sie haben mit ihr Champagner getrunken, Sie haben sie auf Abends 5 Uhr zu einem Rendezvous an die Stiftskirche bestellt, Sie, Sie! ... Wissen Sie's jetzt, wer und was Sie sind; wenn Sie's noch nicht wissen, dann will ich Sie Herrn Rektor Morgenstern anzeigen, damit er Sie aus unserem Institut hinausweist, denn für solche Leute gibt es hier keinen Platz!"

So, nun hatte ich die Bescheerung, und wie schämte ich mich, ich bemitleidenswerthester aller Jünglinge mußte gerade an die Frau meines mir am feindlichst gesinnntesten Chemieprofessors kommen, mit ihr tanzen und ihr tausenderlei Dinge sagen. Mit schrecklicher Gewißheit fühlte ich es, ich war verloren, wenn der Rektor etwas von der Affaire erfuhr.— O, daß ich dich nie gesehen hätte, falsche Professorin! O, daß ich doch mit der alten Maske, dem Ideal meiner Institutszeit fort und fort durch den Saal getanzt und mich an ihren ehrlichen, treugemeinten Reden ergötzt hätte. Wie viel besser wäre mir jetzt zu Muthe; drohte mir dann doch nicht die leidige Relegation! Einen Edelstein hatte ich weggeworfen, um bunten Tand und Flitter dafür einzutauschen. Ach, ich hätte mir meinen dummen Schädel an der nächsten Säule einrennen mögen, so unsagbar einfältig und lächerlich kam ich mir vor.

Doch noch nicht sollte es genug sein der Prüfung meines armen, gemarterten Herzens. Meine alte Maske, ein Mägdelein mit lieblichen Rosenwangen und goldblonden Haar begegnete mir, streckte mir lächelnd ihr weiches Patschhändchen entgegen und sprach zu mir mit ihrer lieblichen Stimme: „Nun, wie haben Sie sich denn mit Ihrer schönen Maske, der Frau Professorin unterhalten? Ist sie auch Punkt 5 Uhr richtig zum Rendezvous an die Stiftskirche gekommen? Von Ihnen hört man ja ganz hübsche Sachen!"

Ach, als ich so vor ihr stand und ich mir eingestehen mußte, daß sie wahr gesprochen, da meinte ich in die Erde sinken zu müssen vor Zorn und Scham; doch sie, die Holde tröstete mich und gab mir die tröstliche Versicherung, daß sie das Alles nur als harmlosen Purimscherz auffassen wolle. „Ich habe auch bei dem Herrn Professor ein gutes Wort für Sie eingelegt," flötete sie mir noch mit ihrer lieblichen Stimme zu; „der Herr Rektor wird nichts davon erfahren! Gehen Sie aber in Zukunft Ihrer einstigen Madelaine aus dem Wege; denn mit dem Herrn Professor ist nicht gut Kirschen essen!"

Ich sah ihm nach, dem holden Kinde, so lange ich es mit meinen Augen verfolgen konnte; ihm hatte ich viel zu danken, denn durch seine Bitten ließ sich der ergrimmte Pädagoge endlich bewegen, einmal Gnade für Recht ergehen zu lassen, was sonst bei ihm nicht der Fall war. Die holde Madelaine ist längst schon aus meinem Sinn entschwunden; ich sehe in ihr nur noch das lustige Professorenweibchen, das auf Anrathen ihres Gemahls die jungen, vermummten Zöglinge um ihre Namen fragte und durch scheinbares Eingehen auf ihre Liebesbetheurungen auch einen Blick in ihre Herzen thun wollte!

An meine alte Maske aber, an das Mädchen mit dem reinen, edlen Herzen, denke ich immer noch mit Freuden zurück, ihr Bild steht lebendig vor meiner Seele, und wohl dem, der einen solchen Edelstein sein nennen darf für Zeit und Ewigkeit!

Als wir noch waren jung,
Nannt' Männer uns die Welt,
Nun da wir alt geworden,
Als Kinder sie uns zählt.

unser Bauer dem Viehe gleich behandelt wurde?

Die Signatur unserer Zeit lautet: „Rechtsstaat, gleiches Recht für Alle, gleiche Pflichten, gleiche Rechte!

2. Im Principe ist der Antisemitismus Anarchismus. Der bekanntlich hochgebildete ungarische Unterrichtsminister Trefort verwirft den Antisemitismus nicht blos deshalb, weil er antichristlich, also auch antikatholisch", sondern weil er eine Gefahr für den Staat und die Gesellschaft ist. „Diese Bewegung," sagt er, „ist anti-social, d. h. communistisch, und ist gegen das jüdische Eigenthum gerichtet. Wenn aber in gewissen Elementen der Appetit auf jüdisches Eigenthum erweckt ist, wird es denselben auch nach dem Eigenthum des katholischen Bischofs und des katholischen Grafen gelüsten."

Trefort meint, daß die Judenhetze eine „intellektuelle Krankheit" sei, welche in jedem Jahrhunderte mindestens zweimal auftritt.

Der heil. Bernhard meint, daß wenn die „jüdischen Wucherer beseitigt sind, an deren Stelle die christlichen treten werden." Wir haben ja deren schon genug in unseren An- und Abstaubern und Abschlachtern der armen Bauern.

3. Der Antisemitismus ist Antichristenthum, so daß sich kein Christ, am allerwenigsten ein Geistlicher, damit vertragen kann. Die modernen Juden fassen den Messias nicht mehr als Person, sondern als Zustand auf, ich betrachte den Antichrist als Zustand, womit freilich mein sehr geehrter Collega und Fachmann nicht einverstanden ist, zumal das Neue Testament den Antichrist durchwegs als Person behandle.

Also Antichrist!

Der Hauptführer des Antisemitismus, Dr. Düring, sagt in seiner Schrift: „Die Judenfrage" ganz glatt heraus: „Ein Christ, wenn er sich selbst versteht, kann kein ernsthafter, vollständiger Antisemit sein."

Die Antisemiten Amerika's, wo man den wohlfeilen Muth haben kann, von allen Dingen die letzten Consequenzen zu ziehen, haben sich geradezu in einer Resolution vom Christenthume losgesagt, „weil Christus und die Apostel semitischer Herkunft seien." Die „Deutsche Wacht," neben den „Brennenden Fragen" ein Hauptorgan der Antisemiten, sagt: „Wir wollen die Juden nicht länger durch das Lesen ihrer Bibel ermuthigen."

„Wir verwerfen das alte Testament, wir verwerfen die vom Juden Moses gegebenen zehn Gebote (!) und wir versprechen heute keine Kirchen zu besuchen, in welcher der Name Jesus Christus erwähnt wird."

Als ich den Hauptführer der Antisemiten in Leipzig aufmerksam machte, das alte Testament sei die Grundlage des Neuen, schickte er mir drei Nummern seiner „Brennenden Fragen," in denen dargethan wird, daß die Legende von der Schöpfungsgeschichte schon lange vorher und weit besser in den alten Dokumenten der Egypter, Babylonier und Inder enthalten sei. Ja, die Egypter „waren schon lange vor Christus Christen." Auch die Deutschen wären nach der Ansicht der Antisemiten Christen, wenngleich Jesus nicht erschienen wäre, d. h. es gäbe Druckwerke auch ohne die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Vorstehende wenige Argumente wollen genügen, ich könnte derer noch in Menge vorbringen. Wenn also Sie, Herr Sylvester eine so honigsüße Liebeswerbung an die klerikale Partei richten, so habe ich zu viel Achtung vor dem Studium meiner Standesgenossen, als daß ich glauben könnte, sie werde von Erfolg sein.

4. Der Antisemitismus ist Antihumanismus.

Das brauche ich ja gar nicht zu beweisen. Oder ist es nicht im höchsten Grade brutal, einen Menschen, wie es in einem Schreiben an mich geschieht, eine „giftige Schlange" zu nennen Sollte man es glauben, daß es Leute giebt, die in allem Ernste behaupten, man dürfe den Juden nicht die allgemeine Menschenliebe erweisen, während die Juden bei so vielen humanen Unternehmungen vorne stehen.

Pfui! Schämt Euch!

5. Der Antisemitismus ist Antiaustriacismus.

Die Lorbeeren (zu denen Ihr übrigens kein Stenglein und Blättchen gepflückt), welche das brave deutsche Heer errungen hat, sind unseren Fanten in den Kopf gestiegen, sie möchten sich a tout prix gleichfalls bekränzen und zu diesem Behufe haben sie sich das Judenthum als Schlachtfeld ausersehen.

Laßt es gut sein! Bleibt bei Eurem Studium. Euer Treiben schadet auch uns Deutschen in Oesterreich, während die echten Deutschen draußen die Gemeinschaft mit Euch perhorresciren.

> Stoßt an! Ein Hoch dem deutschen Reich!
> Mög's täglich neu sich stärken,
> Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
> Und Rassenhaß, und Massenhaß,
> Und derlei Teufelswerken. (Scheffel.)

So; jetzt, mein lieber Herr Doktor, bin ich für heute fertig. Hoffentlich sehen wir uns wieder. Nur bitte ich in Ihrem eigenen Interesse, nicht mehr so grob und persönlich, sondern sachlich vorzugehen; denn nur dann könnte ich Sie als ebenbürtigen Gegner betrachten. Schon der Titel Ihrer Schrift: „Grand-Unsinn", ist pöbelhaft. Oder ist „Grand-Unsinn" der Gegensatz zu „Grand-Verwunderung." Gewiß nicht. „Grand-Verwunderung" beleidigt Niemanden, wohl aber ist „Grand-Unsinn" eine Beleidigung.

Sie werfen mir mein Tyrolerthum vor. Ich kann Ihnen jedoch die Versicherung geben, daß selbst ein Bauer Gurgls im Oetzthale einer solchen Ungeschlachtheit nicht fähig wäre.

Widerlegen Sie einfach 1, 2, 3, 4 u. 5. Endlich noch eine Bitte: Wenn, und so oft Sie gegen mich auftreten, wollen Sie gefälligst nicht ein Strohmännlein vorschieben, sondern kommen Sie nur in höchst eigener Person in die Arena, um sich nach Art der echten altgermanischen Recken mit mir zu messen. Bis dahin leben Sie wohl!

Salzburg, am Feste der Bekehrung des hl. Weltapostels Paulus 1888.

Dr. Schöpf."

Lord George Gordon.

Eine Proselytengeschichte.

Von H. Zirndorf.

(Fortsetzung.)

Der 14. Mai des Jahres 1778 wurde für den weitern Verlauf von Lord Gordons politischer Laufbahn geradezu epochemachend, aber nicht in segensreicher Weise. An diesem Tage setzte Sir George Savile eine Bill im Hause durch, wodurch einige der drückendsten Ausnahmsgesetze widerrufen wurden, unter denen die Katholiken Englands seit der Regierung des holländischen Wilhelm geseufzt hatten. Es war das erste Aufdämmern religiöser Duldung im sogenannten freien Albion. Sir George Saviles Rede zur Unterstützung dieser weisen Maßregel war von wohlthätiger Wirkung, daß auch nicht eine gegnerische Stimme sich vernehmen ließ.

In Schottland aber hatte das Gesetz keine Kraft, und als die dortigen Katholiken beim Parlamente wegen einer ähnlichen Rechtswohlthat vorstellig wurden, so erhitzte sich der protestantische Eifer bis zum wüthendsten Fanatismus. Es kam zu Aufständen und Zerstörungsscenen; in Edinburgh und andern Städten wurden öffentliche und Privatgebäude vom Pöbel vernichtet; und die Katholiken, für ihr Leben fürchtend, verzichteten auf die Abstellung der Ausnahmsgesetze und begnügten sich, um Schutz gegen die augenblickliche Gefahr nachzusuchen. Edmund Burke legte ihre Sache am 18. März 1779 dem Unterhause vor; und bei diesem Anlasse erschien Lord Gordon zum ersten Male in seiner neuen Rolle als offizieller Verfolger der Katholiken im Namen der extremen protestantischen Partei.

Im August desselben Jahres besuchte er Edinburgh und empfing hier solche Ehren und Huldigungen, daß es kein Wunder gewesen wäre, hätte er darüber sein bischen Verstand verloren. Vorläufig beutete er die Volksgunst dazu aus, durch Brandreden und Aufhetzereien den glimmenden Funken des Fanatismus zur hellen Flamme anzufachen. Nach London zurückgekehrt, setzte er dies Unternehmen mit der bedauerlichsten Ausdauer fort, und die „Protestantische Association", eine Vereinigung, welche im Februar 1778 gegründet worden war, um die Savile'sche Bill zu verhindern, wählte ihn in einer übeln Stunde zu ihrem Präsidenten. Jetzt ging es an ein Agitiren und Unterwühlen der öffentlichen Stimmung, welche an die anarchistischen Zeiten der Geschichte erinnerte. Durch Standreden, Predigten, Broschüren, Anschlagszettel, Balladen und falsche Gerüchte wurde der allgemeine Unwille gegen die Anhänger des Papstes geschürt. Man machte den niedern Volksklassen die unglaublichsten Dinge weis: Der König und die Minister, so hieß es unter anderm, stünden auf dem Punkte ermordet zu werden; London und Westminster sollten durch eine künstliche Ueberschwemmung der Themse dem Untergang geweiht werden u. dgl. m. So verging die Zeit bis zum 5. Mai 1780.

Am 5. desselben Monats überreichte Lord Gordon dem Hause eine Bittschrift der Stadt Plymouth, worin der Widerruf der Savile'schen Akte gefordert wurde. Da der Schritt keine Wirkung hatte, so berief der Agitator eine Massenversammlung auf den 29. Mai und forderte seine Zuhörer auf, ihn in Prozession nach dem Parlamente zu begleiten und es so einzurichten, daß wenigstens 20,000 Menschen ihm den Rücken deckten, um durch die imponirende Menschenmenge das Haus zur Erhörung ihrer Wünsche zu zwingen. Alle Betheiligten sollten eine blaue Kokarde— die Farbe der Tory-Partei—tragen. Der König, behauptete er in seiner Rede, wäre selbst ein versteckter Papist; er hätte seinen Krönungseid gebrochen und wäre in demselben Fall wie Jakob II. nach seiner Entthronung.

Der verhängnißvolle 2. Juni, ein Freitag, war gekommen, und auf 60,000 bis 100,000 wird die Menge geschätzt, die sich in St. George in the fiields versammelte. Alle Läden in der Nachbarschaft wurden geschlossen; denn schon das friedliche Auftreten einer solchen Schaar erfüllte den ruhigen Bürger mit Bangen. In drei großen Massen und auf verschiedenen Wegen marschirten die gefährlichen Bittsteller mit der Riesenpetition, welche mehrere Männer tragen mußten, nach Westminster. Der Haufe, an dessen Spitze Lord Gordon zu Wagen sich befand, und welcher den Weg über die London Brücke einschlug, hatte eine Länge von drei Meilen. Eine zeitgenössische Abbildung hat uns die Züge des Demagogen, wie er in diesem kritischen Momente erschien, aufbewahrt. Er steht in ganzer Figur auf einem freien Platze, in dessen Hintergrunde die Schaaren seiner Anhänger sich gruppirt haben. Das Gesicht, ascetisch bleich, hat die volle angelsächsische Länge und ist nicht unschön zu nennen; die ganze Gestalt über mittelgroß. Die Kleidung ist dunkel und von tendenziöser Einfachheit, etwa wie hervorragende Quäker sich damals zu tragen pflegten.

Um halb drei Uhr erreichte die Prozession die Westminsterhalle, ergoß sich in die Korridore und wurde nur mit Mühe vom Sitzungssaale ferngehalten. Draußen auf dem freien Platze wurden die ankommenden Peers angehalten, zum Aussteigen gezwungen, beleidigt und körperlich mißhandelt. Auch dem Erzbischof von Canterbury und noch zwei Bischöfen blieb diese Unannehmlichkeit nicht erspart. Unter unbeschreiblicher Verwirrung brachte Gordon im Hause die Petition zur Verhandlung, lief dabei hin und her und blieb mit den rebellischen Haufen in steter Verbindung. Allerdings war er klug genug, sich der direkten Aufforderung zum Aufruhr zu enthalten; als Einer aus dem Haufen ihn fragte, ob sie das Parlamentsgebäude verlassen sollten, sagte er, sie könnten handeln, wie es ihnen beliebte. Diese zeitgemäße Vorsicht, die man aber nicht mit Muthlosigkeit verwechseln sollte, denn selbst seine strengsten Beurtheiler haben ihm den persönlichen Muth nicht abgesprochen, hat später seinen Kopf oder vielmehr seinen Hals gerettet.

Inzwischen wälzten sich die Pöbelrotten nach den Häusern der sardinischen und bayrischen Gesandtschaften, zerstörten die Hauskapellen und verübten noch weitere Gewaltthaten. England war an diesem Tage sehr schlecht regiert und schwach beschützt; keiner der zuständigen Beamten und Autoritäten that seine Pflicht, und der Premier, Lord North, obgleich gewarnt, hatte rein daran vergessen, Vorkehrungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Einfluß des jüdischen Schriftthums auf Dichtung und Wissenschaft.

Ein Vortrag,

gehalten im „Verein für jüdische Geschichte und Literatur" zu Frankfurt a. M.

Von Ludwig A. Rosenthal, Rabbiner zu Rogasen.

(Fortsetzung.)

Während das Griechenthum seiner Zersetzung entgegenging, erhob sich unter der Einwirkung desselben die römische Bildung. Hier ist nichts von dem jugendlichen Aufkeimen einer heimischen Volksdichtung zu spüren, fertig in Formvollendung springt die Dichtung hervor, schon an der Wiege derselben steht ein Horaz, und bald ist die Blüthezeit dahin. Wenn wir von der überspannten Heldendichtung eines Lukan und das sogenannten Seneka absehen, so sind die einzig ernsten Dichter jener Zeit Horaz und Virgil. Der Venusinische Dichter bleibt in seinem beschränkten Gesichtskreise. Da das Staatsleben ihn anwidern muß, so zieht er sich, um Menschen zu finden, nach seinem Landhause zurück, zwingt sich mit Gewalt zu den Freden des Gastmahls, sieht nur im heutigen Tage den Werth des Lebens, Behaglichkeit ist ihm das höchste Gut, und Biederkeit ohne Versuchung und Lebenskämpfe die höchste Tugend. Ganz anders steht in seinem Lehrgedichte und in seinem Epos Virgil vor uns. Sein Aeneas strebt von den Trümmern Trojas hinweg, ohne sich in schwächliche Träumereien einzulassen, durch Meeresstürme seinem hohen Lebensziele zu. Nicht läßt er sich von Dido in Carthago fesseln, sein Mannessinn überwindet die Liebe selbst, und unter großen Kämpfen gründet er ein Reich, das der Beglückung des Menschen dienen soll. Im Gegensatze zum heldenreichen griechischen Eppos bildet hier nur Einer

den Mittelpunkt, und Einer war der Herrscher jener Zeit; hier ist Horaz mit seiner Chloe verschwunden, Ovids Verwandlungen erscheinen vor diesem Werke ebenso läppisch, wie seine Tristien unmännlich. Oft sagte ich mir: Es ist begreiflich, wie das Augesteische Zeitalter solch einen Horaz, solch einen Ovid hervorbringen konnte; räthselhaft war mir immer der kühn in die Zukunft strebende Virgil, der in einem alternden Staatswesen den Muth hat, ein großes, maneskräftiges Heldenepos zu schreiben. Führe man nicht Alles daran auf Homer zurück. Den Helden mit seinem festen Ziele vor Augen, der als Einzelner das Ganze beherrscht der zielbewußt seine Leidenschaften besiegt, ihn verdankt Virgil nicht dem gestaltenreichen griechischen Epos mit seinen ungefügen Heldenmassen. Und will man nun diese Erscheinung schon in der Julischen Hofdichtung erklärlich finden, so vergesse man nicht, daß dieselben Bedingungen auch den Hervorbringungen seiner Genossen zu Grunde lagen. Nicht daß ich schmeichle, sondern worin ich schmeichle, das kennzeichnet meine Gesinnung. Eine große Seelenkraft, Ansammlung der Fähigkeiten gehört schon dazu, ein zusammenhängendes Heldengedicht zu schaffen, während die Genußsucht seine anderen Gefährten nur zu kleinen und zersplitterten Werken bringt. Wer ein derartiges Weltgemälde zum Ausblicke in der Zukunft schaffen kann, der hat eine kräftige Weltanschaunng, und diese muß erklärt werden. Es ist leichter, wie Lukan und Seneka, gewisse Lehren in Verse zu bringen, als wie es Virgil gethan, in einem der Natur gemäß aufgebauten Lebensbilde dieselben zu verkörpern. Im ersten Falle hat man gewisse Gedanken verstanden und kann sie wiedergeben; bei Virgil beherrschen sie unsichtbar das Ganze, denn sie sind dem Dichter in Fleisch und Bein übergegangen. Ich wollte ihn mir in seiner Entwickelung denken, ich sagte mir, daß die Liebe zum heimischen Acker, wie sich's in den Georgicis zeigt, seinen Sinn rein gehalten hatte vom Ueberdruß am Völkerleben, daß seine ersten Hirtengedichte, so geziert sie sein mochten, den Vortheil boten, ihm reine Verhältnisse als Stoffe vorzulegen. Und da fand ich in den Hirtengedichten jene vierte Ekloge, die schon allein es als ein Glück erscheinen läßt, daß Virgil überhaupt Hirtenlieder geschrieben. Darin heißt es:

Sollen wir Wälder besingen, so seien sie würdig des Consuls.
Bald kommt das Zeitenziel heran des Sibyllischen Liedes,
Wiedergeboren wird der Jahrhunderte mächtige Reihe,
Steiget ein neues Geschlecht vom hohen Himmel hernieder.
Wird der Knabe geboren, hört auf das eherne Alter
Und es herrscht die galdene Zeit auf dem weiten Weltraum,
Sei ihm günstig, Lucina. Du siehst, Apollo regieret.
Dir gab baldigst, o Kind, auch unbebauet, der Boden
Schrittweis' rankenden Epheu mit herrlich duftenden Kräutern,
Indische Wasserrosen mit ewig grünenden Bäumen.
Selber tragen heimwärts die Milch im strotzenden Euter
Und es fürchten nicht mehr vor gewaltigen Löwen die Heerden,
Selber schenken Dir schmeichelnde Blumer die heimischen Triften,
Es verschwindet die Schlange, des Giftes täuschende Pflanze
Ist nicht mehr, assyrischen Balsam tragen die Stauden.
Und der Helden Lob zugleich mit den Thaten des Ahnherrn
Liesest Du und erprobst, wie jede Tugend beschaffen.
Leicht dann färbt sich das Feld mit dem Gold erfreulicher Aehren
Selbst den stechenden Dorn belastet röthlich die Traube,
Und es trieft von den Eichen, den harten, thauig der Honig.
Wenige Spuren noch bleiben zurück des alten Betruges,
Der mit Flößen belastet das Meer, mit Mauern die Städte
Zu umgeben gebeut, den Acker furchend durchschneidet.
Nimmer lehrt mit verschiedenen Farben die Welle man heucheln,
Argo ist dann nicht mehr, man streitet in anderen Kämpfen.

Sind das nicht merkwürdige Töne im Alterthum, das sich nur gerne des Augenblickes freute? Eine solche Stelle braucht man nur zu lesen, um sich sofort der Propheten und ihrer Bilder zu erinnern, die ein ganz ähnliches Gemälde der messianischen Zeit entwarfen. Wie kommt es, daß während die goldene Zeit sonst immer an den Anfang der Welt gelegt wird, so daß man wie auf etwas nie Wiederkehrendes wehmüthig darauf zurückblickt, hier Alles für die kommende Zeit aufgespart scheint? Wohl läßt sich das Familienereigniß im Hause des Pollio in Verbindung mit dem wichtigen Friedensschlusse als Begründung anführen: aber erklärlich wird dadurch dies Gedicht noch nicht, da Horaz sein nunc est bibendum an eine ähnliche Veranlassung knüpft. Daß man einem Freunde Glück wünscht, ist erklärlich: worin man aber das Glück sieht — das liegt in den besonderen Anschauungen und Stimmungen des Einzelmenschen. Dieser einzige hoffnungsfrohe Hirtengesang würde uns also schon darüber aufklären, warum auch später, in seinem Heldengedichte, Virgil ein großes Weltgemälde zu schaffen im Stande war, das auf eine herrliche Ordnung der Zukunft und eine ernst schaffende Menschheit hinwies. Aber woher dem Virgil diese Anschauung blos gekommen sein möge? Kann sich ein Einzelner ganz unvermittelt in so wichtigen Zügen über seine Zeit erheben, ohne eine Anregung von außen her erhalten zu haben? Man wäre vielleicht schnell bei der Hand, ihm ein eifriges Lesen des Jesaic zuzumuthen, zumal er ja von Sibyllinischen, also von prophetischen Gesängen spricht. Greifen wir aber nicht zu kühn in das Gebiet der Vermuthungen hinein, sondern halten wir uns an das Näherliegende.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diätetik der Magenkrankheiten.

Von Dr. S. Pollitzer, Brunnenarzt in Karlsbad, Böhmen.

(Fortsetzung.)

2. Zusammenziehende Speisen und Getränke.

Die zusammenziehenden Speisen und Getränke wirken auf aufgelockerte Schleimhäute zusammenziehend und mäßigen deren Absonderung; außerdem vermögen sie manchen abnormen Zersetzungen zu steuern. Während aber diese Dinge, wenn sie in kleinen Mengen genossen werden, die Auflösung der Eiweiskörper fördern, vermögen sie bei übermäßigem Genusse die Eiweisstoffe zur Gerinnung zu bringen, somit die Verdauung zu beeinträchtigen. Die Küche führt folgende zusammenziehende Artikel:

Herbsäurehaltige Speisen und Getränke.

In vielen Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche ist Gerbstoff enthalten, aber gewöhnlech nur in so geringer Menge, daß dadurch die Verdauung der Eiweiskörper keinen Schaden erleidet. Das angenehmste und wohl auch beste unter allen zusammenziehenden Magenmitteln ist eine richtige Sorte Rothwein, jene Sorte nämlich, welche schon durch ihren herben Geschmack einen entschiedenen Gehalt an Gerbsäure verräth. Am wohlthätigsten wirkt dieses Mittel, wenn es wie eine Medizin, stündlich einige Eßlöffel voll genommen wird.

Eichelkaffee wird häufig als Magenmittel getrunken, namentlich von Skrophulösen und Rhachitischen. Zu einer Tasse darf nur ein Kaffeelöffel voll Pulver genommen werden; er soll nicht gekocht, sondern blos aufgegossen sein, und die Flüssigkeit darf nachher höchstens noch 5 Minuten am Pulver stehen, sonst erhält man ein Getränk, welches viel zu reich an Gerbsäure ist und dem Magen schadet. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst der sogenannte schwache Eichelkafiee nur eine kurze Zeit ertragen wird. Folgender Speisezettel ist im allgemeinen bei der Diarrhoe zu empfehlen:

Morgenessen: Milch-Chokolade (250 Gramm).

Mittagessen: Fleischbrühsuppe mit irgend einer Einlage aus dem Reiche der Getreidepflanzen.

Abendessen: wie Morgens.

Nachtessen: wie Mittags.

In der Zwischenzeit wird Rothwein gegeben, so wie oben angegeben. Bei besserem Appetit kann sowohl der Chokolade als der Suppe ein gekochtes, zerriebenes Ei zugesetzt werden. Zu jedem Essen kommen 20—40 Gramm Brodrinde. Zu diesem Speisezettel sind noch folgende Bemerkungen zu machen: Manche essen die Chokoladetafeln lieber trocken als in Milch gekocht, diesem Wunsche kann entsprochen werden. Unter den Fleischbrühsuppen aus dem Reiche der Getreidepflanzen verdient der bekannte Gerstenschleim am meisten Empfehlung. Wo er zu helfen vermag, hilft er bald; wird derselbe aber längere Zeit genommen, mehr als drei Tage, und ohne Erfolg, so verursacht er Uebersäuerung des Magens und steigert somit die Diarrhoe. In letzteren Fällen mahnt auch ein eigenthümlicher Widerwille den Kranken vor der Speise zum Aufhören damit. Tritt später wieder ein Verlangen darnach ein, so ist es wieder am Platze. Bisweilen schmeichelt eine Abwechslung mit andern schleimgebenden Stoffen dem Gaumen und es mögen deshalb Sago-Topicia u. dgl. Brühen noch versucht werden.

Ueber das Wassertrinken ist zu bemerken: es ist ein Vorurtheil, solchen Kranken das Wassertrinken entweder ganz zu verbieten oder nur überschlagenes Wasser zu erlauben. Durch das Wassertrinken wird viel Gutes gestiftet; erstens wird die Mehrausgabe an Wasser gedeckt, die ja bei der Diarrhoe immer stattfindet, und zweitens werden die scharfen Absonderungen so verdünnt, daß sie die krankhafte Schleimhaut wenig zu reizen vermögen. Endlich wirkt ein frischer Trunk auch noch angenehm kühlend, was man von überstandenem Wasser gewiß nicht behaupten kann.

Wenn große Fieberhitze und ein brennendes Gefühl im Magen vorhanden ist, so ist die Kälte in Form von Eispillen ein treffliches Mittel. Die Eispillen sollen ungefähr die Größe einer Haselnuß haben und in Zwischenräumen von je einer halben Stunde geschluckt werden. Dieselben vermögen nicht nur die Magenhitze abzukühlen, sondern auch die übermäßige Absonderung des Darmkanals — also die Ursache der Diarrhoe — zu verändern.

Kranke, welche längere Zeit gegen Diarrhoe Opium genommen haben, verfallen zuletzt in eine Art von Halbnarkose, welche sich durch eine allgemeine Mattigkeit und, namentlich Nachts, durch leichte Delirien kennzeichnet. In diesen Fällen leisten kleine Portionen von Champagner in Eis gekühlt, vorzügliche Dienste. Bei großer Schmerzhaftigkeit — Magenkrämpfen, Leibschneiden — wird oft zu aromatischem Thee Zuflucht genommen.

In langwierigen, eingewurzelten Fällen steht wieder Karlsbad als Heilmittel oben an. Dieses Wasser hat sich als bestes reizmilderndes Mittel bei allen Reizzuständen des Darmkanals bewährt. Tausende von Kranken suchen alljährlich aus diesem Grunde allein diesen Kurplatz auf und sehr selten nur werden sie in ihren Hoffnungen getäuscht. Die wohlthätige Wirkung des Wassers in diesen Fällen beruht auf verschiedenen Momenten, unter welchen die Temperatur desselben nicht wenig zur Heilwirkung beiträgt. Das Mineralwasser darf in diesen Fällen nicht in kurzen Zwischenräumen getrunken werden, sondern muß für den Tag auf mehrere Portionen vertheilt sein. Der Gebrauch der warmen Vollbäder ist bei der Behandlung der Diarrhoe entschieden zu vermeiden; die Kranken werden bald auffallend matt und verlieren bald auch die letzte Spur von Appetit. Hingegen sind Klystiere von Reiswasser, Topiciabrühe u. dergl. in vielen Fällen von Nutzen.

Die Diarrhoe der Säuglinge, dieser Würgengel der Kinderwelt, hat manche Eigenthümlichkeiten und erfordert mehre Abweichungen von dem bisher beschriebenen Verfahren. Vor Allem muß die Milch, sonst die beste Kindernahrung, vom Speisezettel gestrichen werden, da dieselbe, auch in den besten Qualitäten, immer wieder erbrochen wird. Hier versuche man einen Uebergang zu den schleimigen Abkochungen, namentlich zum Gerstenschleim. Erbricht das Kind auch di se Dinge, dann versuche man Cacao nach bereits angegebener Zubereitungsweise; wird auch diese erbrochen, dann mache den Versuch mit rohem, zerhacktem Fleisch. Bei Hinfälligkeit wird zu Verschiedenem gegriffen: Rothwein, schwarzer Kaffee mit einigen Tropfen altem Cognac, Champagner in Eis u. s. w. Der Rothwein, stündlich ein Theelöffel voll, ist am meisten zu empfehlen.

In allen Fällen mögen, aus oben bereits angegebenen Gründen, Klystiere von dünner Topicia-Brühe als Unterstützungsmittel gebraucht werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ausland.

Wien. — Die Brochüre des mährisch-schlesischen Superintendenten Reichsraths-Abgeordneten Dr. Haase, welche den Titel „Antisemitismus" führt, ist dieser Tage in Folge einer kaiserlichen Entschließung der kaiserlichen Familien-Bibliothek einverleibt worden. Herr Dr. Haase wurde auch während seiner jetzigen Anwesenheit in Wien vom Kronprinzen Rudolf in Audienz empfangen, welchem er die erwähnte Brochüre persönlich überreichte.

Wien. — Vor einigen Tagen wurde Herr Dr. Adolf Lieben, Professor der Chemie an der hiesigen Universität, mit Fräulein Mathilde Baronesse von Schey, im Tempel der inneren Stadt von Dr. Jellinek getraut. Das zahlreiche Publikum, das sich eingefunden hatte, bestand aus den verwandten angesehenen Familien, Professoren der Universität, hohen Militärs und Staatsbeamten. Ein Professor, ein berühmter Spezialist, bemerkte, daß der Tempel wohl klein sei, daß aber dennoch Millionen hineingehen. In der Bank, wo der Herr Professor seinen Sitz hatte, saß auch Herr Moritz Freiherr von Königswarter.

Paris. — Herr S. H. Goldsmmidt, der Präsident der Alliance, hat für das israelitische Knabenasyl 60,000 Franks gespendet.

Preßburg. — Die Wahl des antisemitischen Abgeordneten Ludwig Szabo, welcher in Duna-Szerdahely gewählt worden ist, wurde durch die Gerichtskommission des Reichstags für ungültig erklärt und der Wahlleiter zur Zahlung von 834 Gulden Verfahrungskosten verurtheilt, weil durch seine Schuld eine Neuwahl erforderlich geworden ist. Bekanntlich ging es in Duna-Szardahely an dem Wahltage ziemlich stürmisch zu. Der Fanatismus war dort zu einer solchen Flamme angefacht worden, daß auch ein wirkliches Feuer ausbrach und einen Theil der Stadt in Asche legte. Dieselbe hat eine sehr starke jüdische Bevölkerung, welche der Neuwahl in begreiflicher Angst entgegensieht. (Jeschurun.)

London.—Nach statistischen Ermittelungen zählt man unter der Londoner Bevölkerung rund 47,000 Juden, welche ein Jahreseinkommen von 3,808,430 Pfund Sterling haben, welches pro Kopf also rund 82 Pfund beträgt. Mehr als 100 Juden haben ein Einkommen von 10,000 Pfund und darüber; 1400 ein solches von 1000 Pfund und aufwärts bis 10,000; 800 ein solches von 500 Pf.

Riga. — Die hiesige Polizei hat eine alte Verordnung wiederum in Erinnerung gebracht, wonach Ausländer jüdischer Religion nicht die Berechtigung haben, in gewissen Gegenden des russischen Reiches, zu denen auch die baltischen Provinzen gehören, als Künstler aufzutreten. Insbesondere gilt diese Bestimmung auch für Bühnenkünstler.

Elbing.—In der verflossenen Nacht sind die beiden Sammelbüchsen in der hiesigen Synagoge erbrochen und beraubt worden. Wie hoch die Summe des gestohlenen Geldes sich beläuft, konnte nicht festgestellt werden.

Bukarest. — Das Plenum des Kassationshofs hat in der Fior'schen Angelegenheit seinen endgültigen Spruch abgegeben. Die gegen ihn verhängte Ausweisung ist als gerechtfertigt anerkannt worden, weil er als Jude, der nicht ausdrücklich von dem Parlament ein Naturalisationspatent empfangen hat, ein Fremder sei, trotzdem er keinem andern Staatsverbande angehört hat, trotzdem er im Lande geboren, trotzdem er soeben seinem rumänischen Vaterlande als Soldat treu gedient hat! Er ist ein Jude, darum ein Fremder. Man hat ihn mit Recht des Landes erwiesen, lediglich weil er ein solcher ist; er ist mit Recht des Vergehens bezichtigt, wieder heimgekehrt zu sein. Man hat ihn mit Recht vier Monate lang in Untersuchungshaft gepeinigt, er ist ein Jude, ein Fremder. Fort mit ihm über die Landesgrenze! — Durch dieses Urtheil ist über alle Juden des Landes die Aechtung und Verbannung verfügt; sie leben nur von der Gnade der Polizeibehörde, des Präfekten. Sobald es einem dieser Herren einfallen sollte, kann Jeder von der Stätte seiner Geburt, dem Grabe seiner Eltern, dem Lande, dem er mit seinem Gut und Blut gedient, verjagt werden. Das ist rumänisches Recht. — Das „Bukarester Tageblatt" meldet, daß siebenhundert jüdische Familien in Jassy sich entschlossen haben, nach Brasilien auszuwandern, und vom Baron von Hirsch hierfür mit der nothwendigen Unterstützung versehen werden. Sie beabsichtigen, sich dort der Landwirthschaft zu widmen und sollen Grundbesitz, Ackergeräth und Viehstand vorfinden.

Linz a. Rh. — Unser aus 9 katholischen, 2 protestantischen und 1 jüdischen Mitgliede bestehender Stadtrath wählte das letztere, Herrn Cohn, zum Kreistags-Abgeordneten.

Prag.—Eine Broschüre, „Hütet Euch vor den Juden," ist von der Staatsanwaltschaft confiscirt.

Lübeck — Die hiesige jüdische Gemeinde beabsichtigt, ein Asyl für altersschwache Frauen zu errichten und steht schon wegen Ankaufs eines geeigneten Hauses in Unterhandlung.

München. — Se. Kgl Hoheit der Prinzregent hat dem k. Kommerzienrathe und sächsischen Generalkonsul dahier, Herrn Max Wilmersdörffer, das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, verliehen. Herr von Wilmersdörffer ist weit über den Kreis der hiesigen Gemeinde hinaus als warmherziger und eifriger Förderer aller jüdischen Bestrebungen rühmlichst bekannt.

Konstantinopel.—Herr Gerichts-Advokat Jakob Elnecave wird in kurzem nach Salonichi beurlaubt, um den neuen gewählten Oberrabbiner zu installiren. Herr Elnecave ist Ueberbringer des kaiserlichen Einsetzungs-Firmans. Nach seiner Rückkehr wird er die Gründung einer rabbinischen Schule zum Abschluß bringen, welche auf Kosten seines Schwiegervaters, des Chacham-Baschi Moses Levy, errichtet wird.

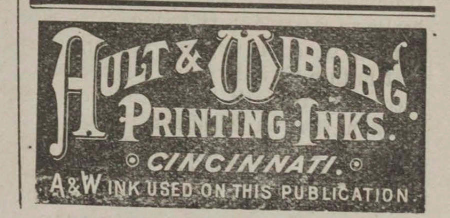
Pest.—In der Marktgemeinde Gyöngyös-Melek wurde unser Glaubensgenosse Markus Schön mit Akklamation und unter stürmischen Eljenrufen zum Gemeinderichter gewählt.

Paris.—Unser Glaubensgenosse M. Lisbonne, bereits Deputirter und Vorsitzender des Conseil Central, wurde zum Senator ernannt. Der französische Senat zählt zur Zeit 3 Israeliten: Lisbonne, Millaud und Naquet.

Baiersdorf. — Der Tod hat ein edles Leben dahingerafft, den seit ca. 48 Jahren dahier wirkenden Herrn Distrikts-Rabbiner Wolf Cohn. Die hervorragenden Tugenden, der edle biedere Charakter des Entschlafenen, seine Sanftmuth, Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, sein Bestreben, Gutes zu thun, sein Eifer im Studium der heiligen Thora, haben ihm im Kreise seiner Bekannten ein unvergängliches Denkmal geschaffen und lautes Zeugniß von der Liebe und Verehrung des Dahingeschiedenen legte das Leichenbegängniß selbst ab. Der imposante Leichenzug, dem die königliche Behörde, die protestantische Geistlichkeit, die gesammte politische Gemeinde- wie Kirchenverwaltung, überhaupt die ganze Bevölkerung des Ortes, ohne Unterschied der Confession, sich anschloß, und zu dem die Bahnzüge ein starkes Kontingent von auswärts gebracht hatten, bewegte sich nach der beleuchteten, schwarz dekorirten Synagoge, woselbst Herr Bezirksrabbiner Dr. Neubürger von Fürth die ergreifende Trauerrede hielt und die leuchtenden Eigenschaften des Verblichenen in trefflichen Worten zeichnete. Hierauf bewegte sich den Condukt nach dem Begräbnißplatz; am Grabe rief Herr Rabbiner Dr. Ziemlich von Nürnberg dem geliebten Tode in schlichten, herzinnigen Worten das letzte Lebewohl zu. Kurzen Ansprachen im Namen der verwaisten Cultusgemeinde, des Lehrerstandes des Rabbinatsbezirkes und der Cultusgemeinde Forchheim, folgte als letzter Redner ein Talmudschüler des Verblichenen, Herr Repetent Engelhardt von der theolog. Fakultät zu Erlangen, um, wie er mit Thränen in den Augen erklärte, „dem geliebten Lehrer für sich und seine Vorgänger, zu denen er vornehmlich den Herrn Professor Dr. Franz Delitzsch zähle, im Tode denjenigen Dank darzubringen, den der Lebende stets bescheiden von sich gewiesen hatte. Als evangelischer Christ stehe sich hier an der Bahre des Edlen," sagte er, „um Zeugniß abzulegen, daß ich nicht allein die Thora von ihm vernommen, daß er mich nicht allein in die Hallen der Wissenschaft eingeführt hat—nein, daß ich etwas von ihm lernte, was mehr werth ist, als alles Wissen und zwar, daß ich Demuth, Bescheidenheit und Nächstenliebe von ihm lernte." Ein würdiger Schluß der würdigen Leichenfeier, ein Dank, wie er schöner nicht für den Jehudi gedacht werden kann. Hat er, der tief Betrauerte, als echter „Kohen" im Heiligthume sowohl als im öffentlichen Leben, mit ganzer Seele doch stets dem Grundsatze des Hohenpriesters Ahron gehuldigt: „Liebe den Frieden, liebe die Mitmenschen und bringe sie der Thora näher." Selbst eifriger Forscher in der heiligen Thora, war er jederzeit bemüht, auch weiter zu lehren und Anderen die schwierigen Wege der Gelehrsamkeit zu öffnen und zu ebnen. (Isr. W.-Sch.)

Teplitz. — Das hiesige Rabbinat, welches seit dem Abgange des Herrn Dr. Rosenzweig nach Berlin erledigt war, wurde durch die Berufung des Herrn Dr. Kurrein, Rabbiner in Bielitz, besetzt.

Marokko. — Der österreichisch-ungarische Gesandte in Marokko hat seiner Regierung mitgetheilt, daß viele dortige Kaufleute jüdischer Konfession beschlossen haben, wegen der unmenschlichen Behandlung, die ihnen in Marokko zu Theil wird, ihren Wohnsitz nach den Hafenstädten von Nordafrika zu verlegen, und daß dadurch dem andel Oesterreichs in Marokko großer Schaden zugefügt würde. Er bittet deshalb den Minister des Aeußern, bei der Regierung zu Marokko wegen einer besseren Behandlung der dortigen österreichischen Juden vorstellig zu werden, damit dieselben dort wohnen bleiben können.



Lokales.

Deutsches Theater.

Die Mitglieder des Deutschen Theaters nahmen am letzten Sonntag im Grand Opera House Gelegenheit, sich vor einem sehr zahlreichen Publikum auf das Vortheilhafteste zu repräsentiren, wozu in dem bekannten und beliebten Zugstück „Doktor Klaus" sich die passendste Gelegenheit bot. Die Benefiziantin, Frau Collmer, wurde mit zahlreichen Blumenspenden bedacht und führte, wie zu erwarten, ihre Rolle prächtig durch.—Besonders zeichneten sich noch aus die Herren Stolte und Ascher, sowie Frl. Dorofska.—Zum Benefiz des Herrn Swirzschina wird nächsten Sonntag zum ersten Male „Das Testament des großen Kurfürsten", Historisches Schauspiel in fünf Akten von G. v. Putlitz, gegeben werden und wünschen wir dem tüchtigen Schauspieler und Regisseur ein wohlverdientes volles Haus.

Verlobungen.

Saft—Landsberg.—Herr Albert Saft von Bellville, Texas, mit Frl. Martha Landsberg von Tipton, Mo. Keine Karten.

Eine vorzügliche Kapitalanlage.

Die Mehrzahl von Leuten, welche sich im mittleren Lebensalter befinden, werden sich noch der Zeit erinnern, wo ein Acker Land im Staat Illinois oder Wisconsin $2.50 werth war. Der jetzige Werth eines solchen Acker Landes ist auf $25 bis $50 gestiegen. Eine sorgfältige Prüfung des Records hat ergeben, daß eine Anzahl einzelner Stücke Landes bester Auswahl in Minnesota, welche an neuerbauten Eisenbahnen und an verkehrsreichen Handelsstraßen liegen, noch käuflich zu haben sind. Das Land wird billig verkauft und es ist zweifellos, daß in fünf bis zehn Jahren sich der jetzige Werth um das Mehrfache gesteigert haben wird. Eine wirklich vortheilhafte Anlage. Wegen allen speciellen Einzelnheiten, adressire man an J. Bookwalter, Land-Commissair, St. Paul, Minnesota & Manitoba Railway, St. Paul, Minn.

Wenn das Blut mit Unreinigkeiten beschwert ist und träge durch die Adern schleicht, so ist ein umänderndes Mittel nöthig, da dieser Zustand nicht lange ohne ernstliche Folgen andauern kann. Nichts ist besser zur Reinigung des Blutes und Stärkung des Körpers als Ayer's Sarsaparilla.

Wien.—Durch die meisten jüdischen Blätter geht die zuerst von der „Neuzeit" gebrachte Geschichte von einem judenfreundlichen Vortrage des englischen Predigers Somerville. Darum scheint es mir nöthig, mitzutheilen, daß Somerville ein Judenmissionär ist, der den nicht ganz ungewöhnlichen Kniff der Bekämpfung des Antisemitismus zum Zwecke der Mission in Prag und Wien verwendet hat. Das katholische Oesterreich, gewohnt, die Religion als Sache der Geistlichen zu betrachten, kümmerte sich um diesen wunderlichen Herrn äußerst wenig. Das Ringen der Ueberzeugung mit dem offiziellen Bekenntniß ist nicht Sache des Oesterreichers; für ihn gilt der Grundsatz, den Kronawetter im Reichsrath gegen die staatliche Unterstützung der Alt-Katholiken geltend gemacht hat: „Wer Alles im Katholicismus glaubt, kann die Unfehlbarkeit des Papstes auch noch glauben."

Nachruf.

Chebra "Gemiloth Chassodim,"
Cincinnati, O.

Am 10. d. Mts, Morgens, wurde Schwester **Frau Hannah Steinfels,** in ein besseres Leben gerufen. Sie war eine gute jüdische Hausfrau. Sie bekleidete das Amt als Schatzmeisterin dieses Vereins mehrere Jahre mit pflichtgetreuer Gewissenhaftigkeit. Leider wurde sie nur zu früh aus dem Kreise ihrer Familie gerufen, und wir rufen daher den Hinterbliebenen zu: Tröstet Euch, denn Alles auf dieser Erde ist vergänglich. Hiob sprach: „Von Staub und Asche kam ich, zu Staub und Asche werde ich zurückkehren." Möge der allgütige Vater ihr gnädig sein und sie in Gan-Eden einführen, daß sie im Schooße der Mutter Israels sanft schlummere.—Friede ihrer Asche. Amen.

L. Loeb, Präsid'tin.
J. Trost, Präs. — J. Newmark, V.-Pr.
S. Gottlieb, Sec. — Esther Levy, Schatzm.

Heinrich Kohn,

aus Teplitz in Böhmen,

31 Jahre alt, Bäcker, wird vom Unterzeichneten wegen Erbschafts-Angelegenheit gesucht.

Julius Kohn,
Madison, Wisc.

Die
Congregation in Hamilton, Ohio,
sucht einen

Chasan,

Schächter und Kinderlehrer.

Derselbe muß auch fähig sein, eine Predigt zu halten.—*Minhag America.*

Gehalt $450.00 per annum und freie Wohnung. Reisekosten werden nicht vergütet.

S. Levy, Präsident.
Marcus Sauer, Secr.
516 S. Second Str.

Deutsches Theater!

Am Sonntag Abend, den 18. März 1888, im Grand Opern Haus:

Zum Benefiz des Regisseurs, Herrn Swirzschina:

„Das Testament des großen Kurfürsten."

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, - - Redakteur.

Cincinnati, 16. März 1888.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemeine jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Vorlesungen über den „Messias" folgen jeden Freitag bis zum Pesach im Bene Jeschurun Tempel. Anfang des Gottesdienstes ½8 Uhr. Eintritt frei für Alle.

„Der Kaiser ist todt, es lebe der Kaiser!" ist's, was man jetzt in Berlin allen Ernstes ruft und betet. Der Kaiser Wilhelm ist todt, der 92jährige Heldenkaiser, der Gründer und erster Beherrscher des neuen deutschen Reiches, Preußens erster constitutioneller Monarch, der auch als Sieger und allzeit Mehrer des Reichs, bedeutend größer war, als der große Friedrich, eine eigen- und großartige Erscheinung in der Geschichte, ist nicht mehr. Der Kaiser ist todt, er hat es nahezu auf 92 Jahre gebracht und da kann die Trauer eine nicht allzu große sein. Es lebe der Kaiser Friedrich III., muß unter den obwaltenden Umständen viel tiefer und inniger aus den Herzen der Millionen emporsteigen, denn von ihm läßt sich viel Gutes für die leidende Menschheit erwarten. Der König von Gottes Gnaden, der Kaiser aus der Zeit der Hohenstaufen, der befangene Pietist und der eigensinnige Soldat scheinen sich in diesem Sprößling der Hohenzollern nicht verkörpert zu haben, er scheint vielmehr gewillt zu sein, die Fehler zu vermeiden und das Unrecht zu sühnen. Mit allen Deutschen rufen wir: „Es lebe der Kaiser!"

Merkwürdig in dieser Richtung ist die Stelle in Isaias, Kap. 35, V. 9 u. 10 im hebräischen Original, die jeder Bibelkenner lesen sollte.

Reisende Candidaten, die Anstellungen in jüdischen Gemeinden suchen, wollen gefälligst nicht nach Cincinnati kommen, weil man auch hier von keiner Vakanz, die nicht im „Israelite" oder in der „Deborah" angezeigt ist, Kenntniß hat; und ferner, weil man hier die Achtung für solche Reisende in dem Maße verloren hat, daß sie durchaus auf keine Geldunterstützung rechnen können. Ferner diene es allen zur gefälligen Kenntnißnahme, daß briefliche Nachfragen über solche Vakanzen oder Rekommandationsgesuche ein- für allemal unbeantwortet bleiben, wenn dem Schreiben nicht hinzugefügt wird: Der Nachweis über des Candidaten Vergangenheit und ein Syllabus der Zeugnisse, die ihn zu diesem oder jenem Titel, zu dieser oder jener Funktion berechtigen.

In Hamilton, Ohio, zwanzig Meilen nördlich von Cincinnati, ist bekanntlich eine jüdische Gemeinde, die einen hübschen kleinen Tempel, eine Begräbnißstätte, Religionsschule, sowie andere Anstalten einer anständigen Gemeinde besitzt. Die Mitgliederzahl ist zwar klein, etwa sechszehn, aber die Leute sind vermögend und gewillt, die Gemeinde zu erhalten. Alles geht soweit gut von statten, nur in Folge einer eingebildeten, orthodoxen Faction hat die Gemeinde nie einen Cultusbeamten auf länger als einige Monate erhalten können. Jeder neue Beamte wird anfangs gelobt, um in einigen Wochen abgesetzt zu werden, was in verschiedenen andern Gemeinden auch der Fall ist und das Gedeihen derselben bedeutend beeinträchtigt. Die Schule wird dadurch vernachlässigt. Der Gottesdienst verliert an Einfluß, die Gemeinde kann nie zur Ruhe kommen. Die competenten Elemente der Gemeinde sollten diesem Uebel entgegentreten und die Ehre derselben wahren.

In Deutschland haben jüdische Publicisten das rechte Wort für „orthodox" und „konservativ" erfunden. Sie nennen die Männer jener Richtung „gesetzestreu" und die Richtung selbst das „gesetzestreue Judenthum". Orthodox heißt „rechtgläubig" und konservativ bedeutet „erhalten." Die radikalsten Fortschrittsmänner behaupten ja ebenfalls rechtgläubig zu sein und für die Erhaltung des Judenthums zu wirken, aber sie sind nicht gesetzestreu, sie gestehen nicht zu, daß das Judenthum in Gesetzen und Observanzen aufgeht, und der glaubenstreue Jude verpflichtet ist, alle seine Gesetze für alle Zeiten und Geschlechter zu beobachten, wie die sogenannten gesetzestreuen Glaubensgenossen das als conditio sine qua non aufstellen.

In Amerika ist die Bezeichnung „gesetzestreu" für orthodox oder konservativ unpassend, weil die Bekenner dieser Richtung dem Gesetze ebensowenig wie ihre reformatorischen Glaubensgenossen treu sind; nicht nur, weil sehr Viele an Unwissenheit leiden, sondern weil sie nicht wollen, oder, wie sie behaupten, nicht können. Jeder hat seinen eigenen Schulchan Aruch (Gesetzbuch), der meistens aus Hetturim besteht. Man erlaubt sich, den Sabbath nicht zu halten, aber man raucht keine Cigarre am Sabbath. Die Fasttage sind abgeschafft, dafür müssen aber am neunten Ab alle Kinnoth (Elegien) in der Synagoge vorgetragen werden. In der Synagoge muß überhaupt Alles „gesagt" werden, aber die Andächtigen unterhalten sich indessen mit ganz anderen Dingen. Die Kopfbedeckung und das Tallis während des Gottesdienstes müssen beibehalten werden; aber auch die Ungezogenheit und die Geschmacklosigkeit haben ein unantastbares Bürgerrecht. Außer dem Hause ißt man, was vorkommt. Das Haus aber muß koscher geführt werden. Die Scha'anoth müssen abgeschlagen, die Kapporoth müssen umgeschlagen, die Widui und der Haman müssen geklopft werden, die orthodoxen Schnorrer aber werden zu den Reformern geschickt u. s. w. Es ist eine reizende Mannigfaltigkeit und ein ergötzliches Quodlibet in den verschiedenen Auflagen des neuen Schulchan Aruch. Bei diesen Leuten wäre das Wort „Gesetzestreue" übel angebracht, was übrigens auch in Deutschland, einige Ausnahmen abgerechnet, der Fall sein mag.

Wie kommt es, daß die Kinder der Gesetzestreuen und die Eingewanderten nach einer kurzen Zeit ihres Hierseins meistens religionslos werden? Das kommt daher, weil sie eigentlich nie eine Religion gehabt haben. Ihr ganzes Judenthum bestand aus einer Anzahl von Observanzen, gedankenlos ausgeübt, aus vorgeschriebenen Gebetstücken, die zur bestimmten Zeit hergesagt werden müssen, wenn man auch nichts davon versteht und sich gar nichts dabei denkt, sowie aus Hoffnungen auf den kommenden Messias, nach dem man kein sonderliches Verlangen trägt. Dabei gingen Geist und Herz meistens leer aus, die Religion hat ihren Boden verloren. Diese heiligen Observanzen, Gebetstücke und Hoffnungen werden unter neuen Erscheinungen rasch verwischt und da bleibt die Leere statt der Lehre und die Religionslosigkeit statt der Gesetzestreue. Einige Narben bleiben sitzen, die beim Wetterwechsel des Geschickes schmerzliche Empfindungen verursachen, das aber dauert nicht lange.

In der Hauptsache wird auch in den Synagogen nichts anderes gepredigt, als ob man diese oder jene Observanz, diese oder jene äußere Form, dieses oder jenes Gebetstück, diese oder jene Aeußerlichkeit, dieses oder jenes Gesetz aus Gesundheitsrücksichten beibehalten oder abschaffen könne oder müsse. Dazu kommen noch die Themata, ob Moses oder ein anderer das Fünfbuch geschrieben; ob die Propheten Wahrsager, Poeten oder Lehrer waren, ob die heidnischen Religionen mehr Glauben und Vertrauen verdienen, als die jüdischen Quellschriften, ob es überhaupt in der Religion eine Autorität giebt, der sich der individuelle Verstand unterordnen müsse. Von der Religion selbst ist so selten die Rede, wie von der Gotteslehre in einer polnischen Derascha. Kein Wunder, daß die Leere, die Religionslosigkeit, Indifferentismus und Apathie immer weiter sich ausdehnen. Es ist ein wahres Wunder und ein Beweis für die innere Kraft des jüdischen Volkes, daß der Zersetzungsproceß so langsam vor sich geht. Die Denkscheu, oder die Denkunfähigkeit, der Mangel an Erkenntniß, haben einen Zustand herbeigeführt, der durch Flachheit und Unkenntniß sich auszeichnet, und das sind die Quellen der Religionslosigkeit. Dazu kommt noch das Liebäugeln und Schönthun mit dem Christenthume, mit Allem, was neu ist in der Wissenschaft, mit dem abgesottenen und stark verbrauchten Humanismus, das Haschen nach Beifall, das Ringen nach Popularität unter anderen Leuten; Ruf, Brot und die Unterhaltungskunst, und da bleibt der Religion kaum eine Zeile auf dem Programm.

Wer's ehrlich meint mit dem Judenthume, stärke und verbreite die großen und erhabenen Lehren Israels in seiner Familie, in seinem Kreise und in seiner Berufssphäre immer wieder und wieder, und kümmere sich weniger um Form, Schein, Gesetzestreue und Observanzen. Man suche das Herz durch den Geist zu erreichen, denn das sitzt fest. Ein Quentchen Wahrheit hält länger aus als ein Centner Observanzen. Erkenntniß und Ueberzeugung sind des Glaubens Lebensnerv.

Dem antisemitischen Gesindel New Yorks gegenüber dürfte folgende Abfertigung, die der Professor und Consistorialrath Dr. Schöpf in einer Salzburger Zeitung dem Antisemitismus zukommen läßt, von Interesse für unsere Leser sein.

Anlaß dazu gab ein Pamphlet von einem ungenannten Grobian, worin des Professors gediegene und menschenfreundliche Brochüre gegen die Salzburger Antisemiten nach Art und Weise jenes Gesindels angegriffen wird, und zwar mit Insulten statt Argumenten. Dr. Schöpf sieht sich veranlaßt, darauf zu antworten, und giebt zum Schlusse folgende Definition des derzeitigen Antisemitismus:

„Ich weiß wohl, daß dort, wo die „Sucht walt", wo krankhafter, fanatischer Wahn herrscht, die Bekehrung des Gegners unmöglich ist. Die folgenden Zeilen gelten also nicht ihnen, lieber Freund, sondern der Aufklärung des Publikums. Also was ist eigentlich der jetzige Antisemitismus?

Antwort:

1. Anachronismus. Sie möchten die Menschheit in die Zeit der Hexenverbrennung zurückschieben. Ihr Muster ist etwa das 13. Jahrhundert mit seinen schmählichen, wenngleich damals nicht anachronistischen Verordnungen gegen die Juden, beileibe nicht das 16., denn anno domini 1576 verordnete der Polenkönig Stephan, daß diejenigen, welche den Juden vorwerfen, bei ihrem Gottesdienst Christenblut zu gebrauchen, strenge zu bestrafen seien, „weil das Ursache großer Verirrungen ist." (Das Märchen vom jüdischen Blut-Rituale datirt aus dem 13. Jahrhundert. Unser berühmter Homilet, Salzburger Ehrendomherr Emanuel Veith, ein geborner Jude, hat von der Domkanzel aus erklärt, daß die durch arge List verbreitete Lüge, als gebrauchten die Juden bei der Feier ihres Osterfestes das Blut eines Christen, „eine hämische, gotteslästerliche Verläumdung ist und weder in den Büchern des alten Bundes, noch auch in den Schriften des Talmud, die ich (Veith) genau kenne und eifrig durchforscht habe, enthalten ist." —Mit Herrn Rohling wagen sich die P. T. Antisemiten wohl nicht mehr hervor, nachdem sich derselbe so blamirt hat.)

Also sehnen Sie sich richtig, lieber Herr Sylvester! nach der Zeit, in der